

Ethische Fragen der Forschung mit Menschen nach traumatischen Erfahrungen

Monika Bobbert

Trauma ist das griechische Wort für Verletzung oder Wunde. Zahlreiche Projekte des NFP 76 forschen mit Menschen, die in ihrer Kindheit und Jugend seelisch und körperlich tief verletzt wurden –, einer Zeit, in der sie in besonderer Weise auf andere angewiesen und ihnen ausgeliefert waren.

Besondere Verletzbarkeit durch Wunden und Narben fürsorgerischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen

Als Pflege- oder Adoptivkind in einer Familie oder Einrichtung oder im Kontakt mit Behörden oft nur als «Mittel» und nicht immer zugleich als Mensch mit Würde und Rechten angesehen zu werden beschädigt das Vertrauen, von den Mitmenschen und der Gesellschaft als Individuum anerkannt zu werden und Einfluss auf ein Geschehen nehmen zu können. Die Betroffenen haben Schwierigkeiten, den Alltag oder herausfordernde Situationen zu bewältigen, und sehen teils keinen Sinn mehr im Leben, was in suizidale Gedanken und Handlungen münden kann.

Auch wenn Menschen, die durch «fürsorgerische Zwangsmassnahmen» und «Fremdplatzierungen» auf verschiedene Weise gedemütigt wurden, vielleicht gelernt haben, mit ihren Wunden und Narben zu leben, bedürfen sie besonderer Rücksicht, wenn sie um ihre

Mitwirkung an einem Forschungsprojekt gebeten werden.

Forschung: Untersuchung von Einzelfällen zur Generierung übergeordneter Erkenntnisse

Um gesellschaftliches und staatliches Unrecht aufzuarbeiten und daraus für die Zukunft zu lernen, hat der Schweizer Bund Forschungsmittel in erheblichem Umfang zur Verfügung gestellt. Ein gutes Anliegen, doch müssen die Forscher:innen mit genau den Menschen arbeiten, denen schweres Unrecht geschehen ist. Sie sehen Fallakten ein, führen Interviews, interpretieren Lebensläufe und Kontexte und analysieren Interaktionen der Betroffenen mit Autoritätspersonen und Behörden.

In der Forschung geht es nicht um Begleitung oder Therapie, sondern um Aussagen, die über die Einzelpersonen hinausweisen. Vorgegebene Fragestellungen sollen mit einer wissenschaft-

lichen Methode bearbeitet werden, was sich unter anderem in Distanz zum «Forschungsgegenstand», der Forderung nach Repräsentativität und Vergleichbarkeit äussert. Damit besteht aber die Gefahr, dass die von traumatischen Erfahrungen gezeichneten Menschen durch die Forschung nochmals «instrumentalisiert» werden.

Ethik der Forschung mit besonders verletzlichen Menschen

Eine Ethik der Forschung am Menschen zeigt neuralgische Fragen auf und begründet normative Schutzvorgaben. Zu Beginn von Forschungsprojekten mit besonders verletzlichen Menschen ist daher zu fragen: Wie können die Forschenden dafür Sorge tragen, dass die betroffenen Personen nicht erneut belastet, in ihrer Selbstbestimmung eingeschränkt oder in ihrer

Vorerfahrung bestätigt werden, dass sie ein Geschehen – hier die sozial erwünschte Teilnahme an Forschung – wieder einmal nicht kontrollieren können?

Es beginnt schon mit der Kontaktaufnahme: Wie lässt sich gewährleisten, dass niemand kontaktiert wird, der nicht an seine Vergangenheit erinnert werden oder keinesfalls riskieren möchte, dass die eigene Familie z.B. von dem bislang verschwiegenen Heimaufenthalt erfährt? Hier ist es gut, wenn Betroffene im Zusammenhang mit dem Antrag auf Gewährung des Solidaritätsbeitrags ihrer Bereitschaft zur Forschung bereits schriftlich Ausdruck verleihen



haben. Bei anderen Kontaktaufnahmen ist es geboten, vorsichtig «allgemein» anzufragen, damit die Betroffenen eventuell äussern können, dass es sich wohl um eine Personenverwechslung handeln müsse.

Die Bereitschaft zur Mitwirkung hängt zudem von der Art des Projekts ab: Wie muss die Information über ein Forschungsprojekt aussehen, damit die angefragten Personen verstehen,

den Teilnehmenden «Respekt vor der Wunde» und eine der Interviewsituation angemessene Anteilnahme entgegenbringen. Denn es ist zu vermeiden, dass sich Interviewte «ausgefragt» fühlen oder enttäuscht sind, wenn z.B. trotz intensiver, persönlicher Selbstauskünfte kein weiterer Kontakt mehr vorgesehen ist.

Wenn der Blick betroffener Personen in die Vergangenheit gelenkt wird, kann

„ Es ist zu fragen: Wie können die Forschenden dafür Sorge tragen, dass die betroffenen Personen nicht erneut belastet, in ihrer Selbstbestimmung eingeschränkt oder in ihrer Vorerfahrung bestätigt werden, dass sie ein Geschehen – hier die sozial erwünschte Teilnahme an Forschung – wieder einmal nicht kontrollieren können? „

was auf sie zukommt? Welche positiven Seiten, aber auch welche zeitlichen und sonstigen Belastungen oder Risiken kann eine Teilnahme mit sich bringen? Zudem muss den angefragten Personen ermöglicht werden, sich ein Urteil über das Forschungsziel zu bilden: Möchte ich als Betroffene/r einen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen, die das Projekt verfolgt, leisten? Wie bei jeder Forschung am Menschen müssen die Teilnehmenden um ihr Recht, jederzeit «aussteigen» zu können, wissen.

Wenn Menschen an einem Forschungsprojekt mitwirken, erhoffen sie sich vielleicht Trost und Besserung ihres Zustands. Die Forschenden müssen einerseits diesem Missverständnis durch Information und Strukturierung der Situation vorbeugen, andererseits

dies zur weiteren Bewältigung beitragen, aber auch zur erneuten Konfrontation mit negativen Erinnerungen und Gefühlen. Wer hilft einer Person, wenn diese nachhaltig in ein Stimmungstief gerät, weil die verletzende Vergangenheit und damit alle negativen Gefühle in die Gegenwart geholt worden sind? Die Forschenden selbst – aus Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft o.a. – mögen überfordert sein. Doch müssen sie ihre Teilnehmer:innen auf diese Möglichkeit hin ansprechen und sie zuverlässig an Stellen weitervermitteln, die kompetent helfen können.

Wenn Forscher:innen menschliches Leid beforschen

Schliesslich sollte das Forschungsteam

Vorsorge treffen für den Fall, dass die eigenen Mitarbeiter:innen sekundäre Traumatisierungen erleiden. Beim Zuhören oder Nachlesen verletzender Ereignisse und Erfahrungen wird Leid geteilt. Forscher:innen reagieren unterschiedlich, müssen jedoch wissen, wann sie Symptome einer Belastungsstörung erleben und an wen sie sich dann wenden können.

Insgesamt muss eine ethisch verantwortliche Forschung am Menschen die

besonderen Verletzbarkeiten der Teilnehmenden antizipieren und entsprechend Vorsorge treffen.



Monika Bobbert, Prof. Dr., Mitglied der Leitungsgruppe NFP 76, Seminar für Moraltheologie, Katholisch-Theologische Fakultät, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

Im Blick der Forschung: Ursachen und Wirkungen von Eingriffen in Lebenswege

Das Nationale Forschungsprogramm 76 «Fürsorge und Zwang» (NFP 76) befasst sich mit den Wirkmechanismen von Fürsorge und Zwang in Geschichte, Gegenwart und Zukunft.

Behördliche Massnahmen gegenüber Erwachsenen und Minderjährigen – in der Öffentlichkeit bekannt als Fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen – erfolgten vor 1981 als Teil des staatlichen Fürsorge- und Vormundschaftswesens nach kantonalen Praxen und mit kaum existenten Verfahrensrechten. Die Massnahmen führten immer wieder zu Eingriffen in das Leben Betroffener. Bundesrat und Parlament anerkennen heute das Leid, das Betroffenen durch die Missachtung von Grundrechten zugefügt wurde.

Um fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen – darunter auch privat veranlasste – in einem breiten Kontext zu untersuchen, beauftragte der Bundesrat den Schweizerischen Nationalfonds SNF am 22.02.2017 mit dem Nationalen Forschungsprogramm «Fürsorge und Zwang – Geschichte, Gegenwart, Zukunft» (NFP 76).

Konkret verfolgt das NFP 76 folgende Ziele:

1. Analyse von Merkmalen, Mechanismen und Wirkungsweisen der schweizerischen Fürsorgepolitik und -praxis;
2. Identifikation von möglichen Ursachen für integritätsverletzende sowie integritätsfördernde Fürsorgepraxen im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher Ordnung und individuellen Rechten;
3. Untersuchung der Auswirkungen der Fürsorgepraxen auf die Betroffenen.

[Download Programmporträt](#)